

Gudrun Lerchbaum

# LÜGEN LAND

Polit-Thriller

LESE  
PROBE



*Gudrun Lerchbaum*

Gudrun Lerchbaum, geboren 1965, wuchs in Wien, Paris und Düsseldorf auf und studierte Architektur und Philosophie. Nach verschiedenen Jobs arbeitete sie viele Jahre als Architektin und lebt heute als freie Schriftstellerin in Wien.

## Tag 2

Ich trage ein schwarzes Band im Haar und gebe keine Antwort auf die Fragen. Gibt es nicht viele Gründe, am Hochzeitstag zu trauern? Soll jeder selbst seinen Reim darauf finden.

Kotzerei kurz zuvor über einem Beet mit Sommerblumen, rot und weiß und violett. Mitleidige Blicke, verhaltenes Getuschel und das beliebte Ratespiel: schon schwanger oder nur Nervosität? Vom Poltern schwer verkatert?

Julias Augen, dunkle Knöpfe, verschlossen über dem wahren Grund der Übelkeit und dem des schwarzen Bandes. „Verraten werde ich dich wohl nicht“, hat sie gesagt, als wir uns am Vorabend trennten. *Wohl nicht*. Meine beste Freundin.

Wir stehen in der Kirche, vor mir der Altar.

„Da ist ein Mensch. Allein. Kein zweiter teilt mit ihm den Lebensweg. Für wen müht er sich ab?“, fragt der Priester schleppend. Der Gekreuzigte schaut ihm über die Schulter, sieht mich an, eher traurig als leidend. An körperlichen Schmerz muss er sich über die Jahrhunderte gewöhnt haben, doch die Vergeblichkeit seines Versuchs, die Menschheit von ihrer Schuld zu erlösen, wird ihn in alle Ewigkeit bekümmern. Wenn er mich jetzt wirklich sähe, dann wäre es das erste Mal, dass er mich wahrnimmt. Ich senke den Blick.

Jesus ist wohl der letzte Mann, der in diesem Land noch

Vollbart trägt, verpönte Islamistracht. *Wir laden unsere Gäste ein, beim Abtransport dabei zu sein.* Wenn ich die Augen schließe, kann ich sie heute noch hören, wie sie vor dem Schultor ihre Parolen schrien, unsere *Aufrechten*. *Ob schwarz ob braun, dein Land ist fern. Bei uns sehen wir dich nicht mehr gern. Chris! Ten! Heit! Zum! Kampf! Be! Reit!*

Damals hatte Julia sich aufgeregt. Man dürfe Minderheiten nicht in die Ecke drängen. Dann war Shirin von einem Tag auf den anderen verschwunden, abgeschoben wie so viele andere, und auch Julia hatte den Protest aufgegeben. Julia. Die kein Wort mit mir gesprochen hat, heute, mir nicht die Ohrringe gegeben hat, die sie mir borgen wollte. *Etwas Altes, etwas Neues, was Geborgtes und was Blaues*, alter germanischer Brauch, heißt es, doch das reimt sich nicht einmal und meistens hört man die Worte noch immer auf Englisch. *Something old, something new, something borrowed, something blue*. Den Kampf um die ausschließliche Verwendung der deutschen Sprache hat inzwischen selbst der Kanzler aufgegeben. Auch die Engländer seien in ihrer Grundsubstanz Germanen, sagt er.

Neben mir steht der Mann, der von nun an die Freundinnen ersetzen muss und das auch will, sofern ich den Druck der schweißnassen Hand richtig deute. Hinter mir schluchzt es. Meine Augen sind trocken, der Blick gesenkt auf das weiße Rüschenmeer, dessen Saum bei der kleinsten Bewegung wie Gischt über den steinernen Boden tanzt. Ich möchte Blut sehen auf diesen weißen Wolken, rot wie das

auf Katis Bluse, gestern erst, zum Sterben schön in seiner Endgültigkeit. Sterben, jetzt, das wäre Gottesbeweis und verdiente Strafe zugleich.

Ich schwanke, meine Brust so eng. Ich krieg das in den Griff, muss mich nur weiter von einem Gedanken zum nächsten hangeln, darf nicht denken, was war, nur was sein wird, sein könnte. Ich klammere mich an die Hand des Mannes, schwitzend jetzt wie er, hebe ich den Blick wieder zum Leidenden am Kreuz. Auch er ist schön. Sein letzter Atemhauch vom Künstler eingefangen.

Der Priester: „Wenn ein Einzelner im Bett liegt und friert, dann kann er so viele Decken nehmen, wie er will – fehlt ihm ein anderer Mensch, so wird ihm nicht warm werden. Doch zwei können sich gegenseitig wärmen.“

Noch wärmt er mich nicht, der Mann, weiß gar nicht, dass er soll, trotz der 78 Prozent Charakterübereinstimmung. Schüchtern ist er, hat mir noch nie tief in die Augen gesehen. Doch ich habe ihn nur als Retter auserkoren, nicht als Helden. Wie hätte ich wissen sollen, dass es heute für Rettung zu spät sein würde.

„... sind Sie hierhergekommen, um nach reiflicher Überlegung und aus freiem Entschluss mit Ihrem Bräutigam Johannes Martin Mittermüller den Bund der Ehe zu schließen, dann antworten Sie bitte mit: Ja!“

Ich schnappe nach Luft. Der Name, den der Priester nennt, erscheint mir fremd. Ich wende den Kopf, sehe den Mann an, der lächelt, keine Verwechslung, und ich sage ja,

bevor ich anderes denken kann. Er steckt den Ring an meinen Finger, dann dasselbe umgekehrt. Der schönste Tag in meinem Leben.

In der Sonne auf dem Kirchplatz, der nach dem letzten Regenschauer dampft, werden wir mit Reis beworfen. Mama bringt mir ein Glas Sekt und weint und als sie mich umarmt, möchte ich mich an sie lehnen, möchte mit ihr um mich weinen, doch dafür ist jetzt keine Zeit. Einer nach dem anderen drückt mich an sich, wünscht mir Glück. Ein neues Leben fängt heute an, mit neuen Verwandten, die mich küssen und in die Wange zwicken, so blass sei ich, es wird doch nicht schon etwas unterwegs sein?

„Nein“, sage ich. „Ich glaube nicht. Ich hab nur schlecht geschlafen.“ Die Aufregung, natürlich.

Julia kommt und küsst mich nicht und schenkt mir eine Rose und dann, anstatt etwas zu sagen, reißt sie alle Blütenblätter aus und wirft sie auf den Boden.

„Der fehlt nicht nur das halbe Bein, der haben sie das Hirn auch weggeschossen“, schimpft einer hinter mir.

Ich schließe die Hand um den Stängel und lächle. Dornen bohren sich in mein Fleisch, es ist ein guter Schmerz. Die Gäste freuen sich über den Skandal. Sie tuscheln. Der Mann, mein Mann, legt einen Arm um mich, während Mama Julia fortzieht und leise auf sie einspricht. Jemand greift nach dem Stängel, doch ich halte ihn fest. Ich will ein bisschen bluten, das habe ich mir verdient.

Heiser stimmt Oma ein kroatisches Hochzeitslied an

und nach der ersten Zeile singt auch die Tante mit. Die Gäste schauen betreten zu Boden, weil Sprachen völkischer Minderheiten zwar nicht verboten, doch unerwünscht sind. In der Mitte der zweiten Strophe klatscht Mama und andere fallen ein und die Stimmen brechen unter dem Applaus und die Oma tupft sich mit der Blusenmanschette die Tränen aus den Augenwinkeln.

Einzelnen fallen pralle Tropfen, drohen mit Wolkenbruch, sprengen die Versammlung. Alles hastet auf das Restaurant zu. Im Lokal verschwinde ich aufs Klo, werfe meine vorletzte Pille ein. Wölfisch lächelt der Kanzler mir von der Mediawand zu, als ich den Gastraum wieder betrete. Seine Worte sind nicht zu verstehen unter dem aufgekratzten Festtagsgeschnatter. Was hätte er an meiner Stelle getan? *Ausmerzen, was uns behindert*, sagt er. *Was täte er jetzt? Niemals zweifeln! Was getan ist, musste getan werden.*

Gegrilltes Gemüse mit Rosmarinbrot und dann ein Spiel, ein Spiel. Ein Spiel! Meinen Fuß soll ich auf einen Sessel stellen und der Mann fingert unter meinem Rock, zieht mir das Strumpfband bis zum Knöchel und legt das Messer, das darin steckte, verlegen auf den Tisch. Lautes Johlen der Milizkameraden, als sie es erkennen, das Ding aus meinem alten Leben. Sie bieten jetzt Geld und für jeden Schein rutscht das blaue Strumpfband ein Stück weiter hinauf. Die Frauen sollten gegenhalten, doch zu wenige steigern mit. Das Band rutscht immer höher, der Rock mit ihm und ich wackle mit den Hüften, damit sie kriegen, was

sie wollen: Strumpfband am Anschlag, darüber Haut und Spitzenhöschen. Zuversicht prickelt noch zögernd, doch ich spüre, wie sie meine Adern flutet. Die Pille tut ihre Arbeit. Ich raffe das Geld zusammen, stopfe es in mein perlenbesticktes Täschchen und zwänge auch das Messer hinein.

Kati hätte mitgesteigert. Zu spät, sie zu vermissen.

*(Noch während des Hochzeitsessens verständigt Julia doch noch die Miliz. Nur mithilfe eines filmreifen Tricks schafft es Mattea, im letzten Moment aus dem Lokal zu entkommen. Sie flieht zum Bahnhof, besorgt sich neue Kleidung, und nimmt den erstbesten Zug.)*

Gegen die Fahrtrichtung sitze ich im muffigen Waggon des Regionalzugs. Vor dem Fenster sprengt die Landschaft die Häuser auseinander. Wald und leere Felder, Straßen, un-belebte Dörfer, hier und da ein Traktor oder eine Frau mit Hund. In jedem Dorf die Bürgerwehr, dazu oft auch Miliz, jeder Fremde wird beäugt. Die Anonymität der Stadt und der Schutz, den sie gewährt – dass ich daran nicht gedacht habe. Doch gegen diesen Fluchtinstinkt ist mit Verstand kaum anzukommen. Nun muss ich wohl nach Linz, mich ab Melk auf dem Klo verstecken.

Schlafend sitzt mir gegenüber ein mittelalter Mann mit schmalem Schnauzbart und fleischig feuchten Lippen. Er trägt einen teuren Anzug. Bei jedem zweiten Atemzug dringt ein Pfeifen aus einem seiner Nasenlöcher.



Der Zug schleicht fast im Schrittempo. Gleisarbeiten, heißt es, Schienenbruch droht. Überall im Land fehlen Geld und Arbeitskraft, alles geht irgendwann kaputt.

Ich drehe meinen neuen Ring – Weißgold, ohne Stein und Muster – und wünsche mich weit weg, ans Meer im Norden irgendwo. Sand und schaumgekröntes, graues Wasser und ein unentwegtes Rauschen, das an- und wieder abschwilt und alles andere auslöscht. Stattdessen mache ich einen Zeitsprung. Vierundzwanzig Stunden rückwärts lande ich am Kaiserwasser und werde Kati gleich erschießen. Will es nicht tun, diesmal nicht tun, sehe meine Hand sich heben, spüre den Druck am Zeigefinger, schließe meine Augen. Höre nicht den Knall, nur den Aufschlag der Kugel, die das Fleisch durchschlägt. Es gibt keine zweite Chance. Wenn schon zurück, dann müsste ich noch viel weiter gehen. Basketball vor den Garagen, nur diesmal fange ich diesen Ball, egal, wie scharf Kati ihn wirft.

Eferding, jetzt fällt es mir ein, liegt gleich hinter Linz und ist zwar keine große Stadt, doch dort wohnt die andere Oma, Vaters Mutter, seit vielen Jahren nicht gesehen, zuletzt kurz nach Julias Verstümmelung. Erleichtert schließe ich die Augen, stelle mir vor, wie sie sich freut und der Druck in meiner Brust lässt ein wenig nach. Die Oma wusste immer alles. Vielleicht fällt ihr ein, wie ich zu retten bin. Und niemand wird mich dort vermuten. Der Kontakt ist abgebrochen, nachdem Papa uns verlassen hatte.

Automatisch tippe ich auf mein Band, um die Karte auf-

zurufen, und es leuchtet auf. Alarmierende Symbolkaskaden rollen über das Display und ich schnappe nach Luft. Jeder, den ich kenne, will mich offenbar erreichen. Panisch reiße ich das Band vom Handgelenk und knicke es, bis es bricht. Ob dieser kurze Netzkontakt ausgereicht hat, um mich aufzuspüren? Jetzt ist es kaputt. Auch andere leben ohne. Die Wertlosen, die sich keines leisten können oder nicht geortet werden wollen. Wenn ich mich nur früher dafür interessiert hätte, wie und wo sie überleben.

Personalausweis, Führerschein, Bankverbindung, Internet und Fon sind jetzt für mich Vergangenheit. Nach einem Blick auf den Mann gegenüber, der immer noch schläft, stehe ich auf, öffne das Fenster, ein paar Zentimeter nur, um ihn nicht aufzuwecken, werfe das schimmernde Band durch den Spalt und kauere mich wieder in mein Eck.

Die Stirn an die Scheibe gelehnt sehe ich hinaus. Ein Hof auf einem sanften Hügel verschwimmt hinter meinem Tränenschleier, schillert in der Sommerabendsonne, ein Bild aus einem Märchenbuch. Dort hätte ich gerne mein Zuhause, inmitten fetter Felder, ein Bauernschicksal ohne Hast, kein Kampf und keine Flucht und frische Kätzchen jedes Jahr. Dort wäre das alles nie geschehen. Hühner, Kühe, Feldarbeit und eine Schar barfußiger Kinder. Ich trüge ein geblümtes Kleid. Mein Mann, ein roher, breitgebauter Kerl, reißt es mir vom Leib und stößt mich grob ins Heu. Danach trinkt er sich besinnungslos und ich leiste ihm Gesellschaft. Ich dürfte ihn nicht töten.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Der Mann von gegenüber ist erwacht und gibt sich hilfsbereit. Er kramt in seiner Aktentasche und fördert ein Päckchen Papiertaschentücher zutage. Ich reibe mir die Augen, schniefe und schüttle den Kopf. Ich könnte versuchen, sein Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht hat er selbst Kinder in meinem Alter und Mitleid und hilft mir, weiterzukommen. Andernfalls könnte ich versuchen, sein Band zu stehlen, um mir damit die Weiterfahrt zu kaufen.

„Es ist nur“, schniefe ich, improvisiere, „meine“, jetzt bloß nicht Oma sagen und Eferding, „meine Tante lebt in Melk. Ich wollte sie besuchen, aber jetzt liegt sie im Krankenhaus, ein Herzinfarkt, und ich weiß nicht, wo ich hinsoll. Meine Fahrkarte geht nur bis dort und mein Band ist kaputt.“ Ich schaue so jämmerlich drein wie ich kann, viel Übung habe ich darin nicht.

Misstrauisch mustert der Bärtige mich. „Und das haben Sie erst nach der Abreise erfahren? Ich habe Sie nicht telefonieren gehört.“

Sein Blick streift mein Handgelenk, das unter dem langen Jackenärmel verborgen ist. Darauf muss ich in Zukunft achten. Hätte ich das kaputte Band behalten, dann könnte ich es ihm zeigen.

„Sie haben geschlafen.“

„Vielleicht können Sie im Krankenhaus den Schlüssel zur Wohnung Ihrer Tante holen. Sie ist sicher froh, wenn in ihrer Abwesenheit jemand ein Auge darauf hat.“

Was soll ich sagen? Mein Rettungsboot leckt.

„Oder suchen Sie nur eine Ausrede, um die Nacht mit mir zu verbringen? Das ist schon in Ordnung, Sie wären nicht die Erste, der ich geholfen hätte.“

Er zwinkert mir zu und befeuchtet sich die Lippen mit der Zungenspitze. Ich spüre die Hitze in meinen Wangen und senke den Blick. So schnell geht das, so leicht. Es gibt ihn also tatsächlich, den stillen Brauch, sich im Zug wie auch im Restaurant eines Möbelhauses auf die Suche nach Sexualpartnern zu machen. Gehört habe ich davon. Setze sich eine allein reisende Frau zu einem ebensolchen Mann, dann sei das ein Angebot, sagten die Kameraden, und eine gute Gelegenheit, weil man da alles haben könne. Die elektronisch arrangierten Ehen funktionierten schließlich nicht immer, meinten die einen, da sei viel Potenzial für Unzufriedenheit und daraus folgende Abenteuerlust. Die anderen sagten, dass vor allem glücklich verheiratete, noch kinderlose Frauen während ihrer fruchtbaren Tage nach Beispringern suchen würden. Ein pragmatischer Versuch, die Gefahr eines Austausches nach vier Jahren zu bannen, ohne den eigenen Mann mit dem Vorwurf der Unfruchtbarkeit zu brüskieren. Ich muss froh sein, dass sich die Gerüchte bestätigen.

„Es ist nur“, sage ich und bringe es nicht fertig, ihn dabei anzusehen, „ich habe das noch nie gemacht.“

„Natürlich nicht, Mädchen, es ist *immer* das erste Mal.“

Beschämt senke ich den Kopf unter seinen herablassenden

den Worten, zwingt mich, die Fäuste nicht zu ballen. Ja, es ist wahr, fast jede Frau treibt heute Handel mit ihrem Körper. Doch dass die Nutznießer uns dafür verachten, das würde der Kanzler nicht wollen.

„Ich wohne nur ein paar Kilometer von Melk entfernt. Mein Auto steht am Bahnhof“, sagt der Mann, der bald auf mir liegen wird im Austausch für meine sichere Weiterreise. In meiner Hochzeitsnacht. Er lächelt, ich kann nur sagen: verschlagen. Als hätte er meine Gedanken gehört, sagt er: „Wenn Sie mir nur bitte Ihren Ausweis zeigen. Man weiß ja nie, was für Gesindel ... Sie könnten zu der flüchtigen Zeckenbrut gehören.“

Mein Herz pocht im Hals und ich winke ab. „Sicher nicht, außerdem kenne ich Sie ja ebenso wenig. Sie könnten mich erpressen wollen. Mein Mann darf nichts davon erfahren.“ Ich zeige auf meinen Ring, stolz auf meine Geistesgegenwart, und räuspere das Herz hinunter, zurück an seinen Platz. „Vielleicht sollte ich Sie nach *Ihrem* Ausweis fragen. Ein Mann, der fremde Frauen einlädt, bei ihm zu übernachten ... man weiß schließlich nie ... Sie könnten ein Frauenmörder sein.“ Ich ringe mir einen koketten Wimpernschlag ab.

Er zieht die Oberlippe schief hinauf, den Mundwinkel abwärts, ein Lächeln möglicherweise. „Schiele mein Name, Hofrat Doktor Paul Christian Schiele.“ Er wirft sich in die Brust. „Sektionschef im Medienministerium. Und Ihr Name?“

Ich sauge scharf die Luft ein und er freut sich über die Reaktion, nickt bestätigend. Ja, so beeindruckend bist du, eitles Arschloch. Ein Regierungsbeamter. Meinen Namen jetzt, doch lieber nicht den echten. Wenn ich nun Julia Mayer sagte, so gewöhnlich wie nur möglich? Als Kind wollte ich Samira heißen, doch das klingt heute nicht mehr gut. Ich zögere schon zu lange.

„Katharina. Katharina Mittermüller.“

Zu spät fällt mir ein, dass ich seit heute Morgen wirklich Mittermüller heiße. Doch Katharina bin ich nicht. Die ist tot.

Wir geben uns die Hand. Er bietet mir einen Keks aus einer roten Packung an. Und wieder dieses Viertellächeln.

„Nichts für ungut“, sagt er. „Es nimmt überhand, Sie wissen. Man kann nicht vorsichtig genug sein.“

„Was nimmt überhand?“ Ich greife nach einem Keks, nur höflichkeitshalber, denn gegessen habe ich reichlich.

„Die Aufrührer, Staatsverräter, Zwietrachtsäer, Verbündete des Kalifats. Der Kanzler sorgt sich zunehmend. Haben Sie seine Ansprache am Mittag nicht gehört?“

Der Leitwolf vor der Nationalflagge auf dem Monitor beim Italiener. „Nein, leider, ich war bei einem Hochzeitsmahl, sehr laut, der Ton nicht zu verstehen.“

„Man hat gestern ein Nest ausgehoben, mitten in Wien. Leider ist einigen von der Brut die Flucht gelungen, darunter auch zwei Frauen. Eine Schande, dass die, anstatt für ihr Land zu kämpfen oder zu gebären ... Es schmerzt mich

immer ganz besonders, wenn Frauen, deren Natur doch die Hingabe ist ...“

Ich blende sein Geschwafel aus und nicke ab und zu. Doch warum erzählt er mir von diesen Frauen, mit so bedeutungsschwangerer Miene? Hat er mich in Verdacht?

„Sie werden doch nicht glauben, dass ich ... Ich war Soldatin!“

„Und halten Ihren Treueschwur bis in den Tod, so wie versprochen?“ Er blinzelt spöttisch. Wie er zu diesem Misstrauen kommt?

„Der Kanzler hat unser Land gerettet“, sage ich und meine Stimme zittert. „Wenn er nicht die Unruhen beendet, die Grenzen gesichert und die Religionsfremden ausgewiesen hätte, dann müsste ich jetzt ein Kopftuch tragen.“ Als gäbe es nichts Schlimmeres. Mein Hirn ist leer, mir fällt nichts ein. „Kein Geld für unsere eigenen Leute, stattdessen Muezzingeschrei“, stottere ich. „Wenn er nicht gewesen wäre, dann wären die Gärten noch heute vermint. In der schlimmen Zeit hat eine Tretmine meiner besten Freundin das Bein zerfetzt. Dass Sie mich für eine von denen halten ...!“

Wahre Worte, die in meinen Ohren unerklärlich nach Lüge klingen. Warum nur? Der Führung und meinem Land gegenüber war ich immer loyal. Und das mit dem Mord und Julias Bein geht Schiele überhaupt nichts an.

Er nickt, scheinbar zufrieden, kramt in der Tasche und fördert eine Dose Wein zutage. Der Verschluss knackt.

„Ein Schluck auf den Kanzler und die Zerschlagung der staatsfeindlichen Brut!“

Er trinkt und setzt die Dose ab. Ein Speichelfaden zieht sich vom Dosenrand zur Unterlippe. Er bietet mir den Wein an, zerreißt dadurch den Speichelfaden. Ablehnen kann ich bei dem Trinkspruch nicht.

„Auf die Heimatliebe!“

Der Wein schmeckt nicht schlecht.

Schieles Auto riecht nach Hund. Wir rollen aus der Stadt hinaus und plaudern angeregt. Das heißt: Er spricht, ich stimme zu. Er ist einer von den Wölfen, ein *Aufrechter* mit ganzer Seele. Muss er wohl sein, denn seine Arbeit erfordert höchste Loyalität.

„Der Überwachung und Lenkung der Kommunikation in den elektronischen Medien gilt natürlich unser Hauptaugenmerk. Einerseits hat der Kanzler selbst von der ersten Stunde an auf das Netz gesetzt, um die Anständigen zu mobilisieren, andererseits war es unerlässlich im Sinne des Volkswohls, hier Auswüchse früherer Zeiten gnadenlos auszumerzen. Sie können sich das nicht vorstellen, aber es gab eine Zeit“, angewidert schüttelt er den Kopf, „da war buchstäblich alles im Netz zu finden, von Verunglimpfungen bis zu Schlächtereien an Frauen und Kindern ...“

Ich unterdrücke ein Gähnen und würde nun gerne selbst auf *Mindmine* teilen, wie sehr mich sein Vortrag langweilt, Kontrolle hin oder her.



„... Hort frivoler Zersetzung aller Ordnungsprinzipien, ein kannibalischer Netzmob, der unter dem Deckmantel der Anonymität ...“

Bei einem geschwätzigem Wichtigtuer bin ich gelandet, der hätte Lehrer werden sollen. Tut, als wäre ich ein Kind, dem man die Welt erklären muss.

„... eine Zeit war das – der Kanzler kaum an der Macht und sofort packt er zu. Schädlinge aufspüren, hieß es damals, sie ergreifen, Arbeit Tag und Nacht. Ein Ringen mit volksfremden und antidemokratischen Kräften, die alles daran setzten, den in freier Wahl bekundeten Volkswillen zu unterlaufen und das Land in den Abgrund zu reißen. Nicht alles Verbrecher, keine Frage, auch fehlgeleitete Gutmenschen darunter, die jeden umarmen müssen, und schlägt er sie auch noch so oft ins Gesicht. Unter höchstem Zeitdruck ...“

Wir fahren durch einen Wald, Bäume im Scheinwerferlicht beidseits der Straße, eine ganze Weile schon.

„Haben Sie nicht gesagt, Herr Doktor Schiele, dass Sie gleich außerhalb von Melk wohnen? Wie lange fahren wir denn noch?“

Lippe hoch, Mundwinkel runter. „Habe ich das nicht erwähnt? Ich wohne im Dunkelsteinerwald, ein Jagdhaus eigentlich. Seit meiner dritten Scheidung, als ich die Wohnung in Wien Frau und Kindern überlassen habe. Die kleine Dienstwohnung in der Stadt nutze ich nur gelegentlich. Auch in persönlichen Angelegenheiten stelle ich das Wohl

der Allgemeinheit jederzeit über meine Befindlichkeiten, ohne ...“

Ein Haus im dunklen Wald, das klingt nach einem Märchen, nach dem Moment, an dem ich als Kind Hänsel und Gretel zurufen wollte: Stopp, nicht weiter in diese Richtung! „Ein Hexenhäuschen also“, sage ich und lache, doch der Ton ist falsch.

Schiele geht vom Gas und bremst.

„Haben Sie Bedenken?“, fragt er. „Ich könnte das verstehen. Wenn Sie möchten, drehe ich um, fahre Sie zurück nach Melk. Vielleicht zum Landeskrankenhaus, dort liegt doch Ihre Tante? Oder gleich zum Militärposten?“

Humor hat er also. *Angst ist nur Aufruf zur Konzentration*, haben sie uns eingetrichtert, *wertlos ist, wer sich ihr beugt*. Unzuverlässig ist sie auf jeden Fall. Als Julia damals über den Zaun gestiegen ist, hatte ich kein mulmiges Gefühl und dennoch ...

Mein Messer steckt hinten im Hosenbund. Nur jetzt nicht dorthin fassen.

„Nehmen Sie mich morgen früh wieder mit?“

„Morgen ist Sonntag, da muss ich nicht raus. Ich hatte gehofft, Sie leisten mir bis Montag Gesellschaft und wir fahren gemeinsam zurück nach Wien.“ Er zwinkert. „Sie werden sich doch etwas zurechtgelegt haben für Ihre Lieben daheim? Aber selbstverständlich bringe ich Sie auch morgen im Lauf des Tages wieder zum Bahnhof, falls Sie das wünschen.“

Harmlos, nur auf Sex aus, natürlich. Ich atme tief durch

und schenke Schiele ein Lächeln. „Schauen wir mal.“ Mein Herz klopft weiter viel zu schnell. Um mein Misstrauen zu bekämpfen, schnatterte ich drauflos, behauptete, dass ich seit zwei Jahren verheiratet sei und mich auf Kinder freue, und dass mein Mann im Innenministerium arbeite.

Schiele nickt zufrieden. „Ein *Aufrechter*.“

„Logisch.“

„Wie heißt er?“

Schon wieder ein Fallstrick. Hab ich ihm meinen Namen nicht vorhin genannt? Außerdem habe ich in unserem Szenario jeden Grund, meine Identität und die meines Mannes zu verschweigen.

„Er heißt wie ich.“

Zu meinem Glück lässt Schiele das durchgehen, weil wir in diesem Moment in einen Forstweg einbiegen und er aussteigen muss, um eine Schranke zu öffnen. Wir holpern über Wurzelrippen und halten Minuten darauf vor einem Gittertor. Ein Blockhaus auf einer Lichtung, das Holz dunkel vom Alter im Scheinwerferlicht, und rundherum ein mannshoher Drahtzaun mit einer Krone aus Stacheldraht. Ein großer, sandfarbener Hund kommt bellend angerannt. So einen habe ich mir als Kind gewünscht. Sascha wollte ich ihn nennen.

„Wie heißt er?“, frage ich.

Ohne zu antworten greift Schiele in sein Türfach, fördert ein schwarzes Plastikding zutage und drückt auf einen Knopf. Das zweiflügelige Tor öffnet sich. Flutlicht flammt

auf, taucht das Areal in Exerzierhofstimmung, während Schiele den Wagen hineinfährt und das Tor sich automatisch schließt. Er steigt aus, tätschelt den Hund, der winselnd an ihm hochspringt. Schiele umrundet das Auto und öffnet die Tür auf meiner Seite.

„Da wären wir.“ Er reicht mir die Rechte, die kühl ist und doch reichlich feucht. Mir fällt der Mann ein, mein Mann, heute Morgen in der Kirche. Seine Hand war warm und feucht.

Der Hund beschnüffelt mich, ich streichle seinen Kopf. Er schnappt nach meiner Hand.

„Er kann Fremde nicht leiden“, sagt Schiele.

Vor der Eingangstür auf der kleinen Veranda steht ein Napf. Der Hund darf nicht ins Haus. Im Windfang ziehen wir die Schuhe aus. Das Wohnzimmer ist freundlich eingerichtet, helles Holz und Beige und Blau, zumeist mit Karomuster, und auf den Fensterbrettern Blumen, vermutlich Orchideen.

„Wie schön“, sage ich, berühre eine.

„Hände weg!“, bellt Schiele. „Die sind empfindlich“, etwas leiser.

Ich folge ihm in die Küche, die aufgeräumt und sauber ist wie alles hier. In einer Schale liegen Kirschen, prall und beinahe schwarz. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen. Schiele öffnet eine Dose Hundefutter und geht hinaus, um den Napf zu füllen. Ich stecke mir schnell zwei Kirschen in den Mund, lasse ihre Haut unter meinen Zähnen platzen.

Die Fruchtsüße belebt mich wie eine Go-Infusion. Schiele kommt zurück und ich schlucke die Kerne. Er zeigt mir das Bad, gibt mir Bade- und Handtuch, akkurat gefaltet. „Machen Sie sich erst mal frisch!“

Befehle, die mir nicht missfallen, führe ich ohne nachzudenken aus. Immerhin verschafft mir dieser Auftrag einen Aufschub vor dem Unvermeidlichen.

Kein Schlüssel in der Tür. Er kann mich jederzeit überraschen. Doch nichts hilft nach einem miesen Tag so gut wie heißes Wasser. Ich angle mir das Messer, das unter meiner Kleidung auf der Waschmaschine liegt, steige in die Wanne und deponiere es hinter dem Vorhang, blank auf dem Badewannenrand. *Wachsamkeit ist Bürgerpflicht*. Dann prasseln die Tropfen mit einem Wasserdruck wie aus dem Kärcher, schwemmen jeden Gedanken davon. Rein bin ich, doch unschuldig nicht, das fällt mir gleich wieder ein, als ich aus der Wanne steige. Nachlässig trockne ich mich ab, fast zu erschöpft dafür. Die Müdigkeit schlägt durch, die letzte, fast durchwachte Nacht. Schlafen will ich und alles für ein paar Stunden vergessen. Hoffentlich hat Schiele kein großes Programm mehr, will nicht vorher noch plaudern.

Die Tür schlägt auf. Schiele tritt ein. Ich raffe das Handtuch, schlinge es um mich. Er freut sich mit seinem schiefen Grinsen und einem Leuchten in den Augen, schließt die Tür. Breitbeinig lehnt er sich dagegen, kreuzt die Hände vor dem Schritt und ich bereue meine Dummheit. Lässig hält er in der Rechten eine Waffe, eine Glock wie meine, die seit

heute Morgen wieder in der Waffenkammer der Miliz liegt.

„Entschuldigen Sie die Vorsichtsmaßnahme“, sagt er, immer noch höflich, was mich überrascht. „Ich musste warten, bis Sie wehrlos sind, nur für den Fall ... *Wachsamkeit ist Bürgerpflicht*, Sie wissen ja. Sofern Sie sind, wer Sie zu sein vorgeben, haben Sie nichts zu befürchten. Weisen Sie sich jetzt aus.“

Er die Schlange, ich das Kaninchen, starren wir uns an. Selbst das Messer in der Hand würde mir jetzt nichts nützen. Seine Mundwinkel weisen diesmal beide abwärts. Einhändig wühlt er in meinen Sachen, sucht das Fonband. Die Waffe in der anderen Hand deutet auf mich.

„Ich höre!“

„Mein Band ist mir gestohlen worden. Am Bahnhof. Zusammen mit meiner Tasche.“

„Erst angeblich kaputt, jetzt plötzlich gestohlen. Lächerlich! Irgendwas anderes? Milizplakette, Bankkarte?“

„Alles weg.“

„Geh zurück, bis du an die Wanne stößt! Keine falsche Bewegung, sonst schieße ich dich nieder und muss nicht einmal lange putzen.“

Wer überlegt sich so etwas? Doch er hat recht, ich fiele in die Wanne.

„Für wie blöd hältst du mich?“, fragt er. „Lässt dich bestehlen und gabelst dann seelenruhig Männer im Zug auf? Eine dämlichere Ausrede habe ich selten gehört. Raus mit der Sprache: Wer bist du?“

Lese- und  
Presseexemplare  
auch digital  
erhältlich!

Gudrun Lerchbaum  
**Lügenland**

Polit-Thriller

406 Seiten

Klappenbroschur, 13,5 x 20,6 cm

Euro 17,99 / 17,50 (A)

ISBN: 978-3-86532-550-1

WG 1121

***Auch als eBook***

[presse@pendragon.de](mailto:presse@pendragon.de)

Durch den Zustrom der Flüchtlinge erlebte die Alpenrepublik einen extremen Rechtsruck. Nach einer Phase der Gewalt konnte sich eine Diktatur etablieren, die sich alle technischen Errungenschaften zur Überwachung ihrer Bürger zunutze macht. Es ist der Tag vor Matteas Hochzeit. Die ehemalige Soldatin erschießt im Rausch ihre Freundin und muss fliehen. Verdammt schwer in einem hochtechnologisierten Überwachungsstaat, zu dem Österreich geworden ist. Das stellt Mattea, die in diesem System aufgewachsen ist und zu den Regimetreuen gehört, vor große Schwierigkeiten. Der Zufall kommt ihr zu Hilfe: Sie wird mit einer untergetauchten Revolutionärin verwechselt und ausgerechnet die Widerstandsbewegung hilft ihr auf der Flucht. Matteas Weltbild gerät ins Wanken.

- Temporeicher Thriller
- Erschreckend glaubwürdig
- Ungeheure Sogwirkung